

Ronald Hitzler · Anne Honer
Michaela Pfadenhauer (Hrsg.)

Posttraditionale Gemeinschaften

Theoretische
und ethnografische
Erkundungen

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG VERGEGENSTÄNDLICHKEIT
SCHAFUNG DISKURSSCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIKATOR
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFTSBEREICH
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT REINIGUNG UMWELT
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG NACHFRAGE PROZESS



ERLEBNISWELTEN



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Ronald Hitzler · Anne Honer
Michaela Pfadenhauer (Hrsg.)

Posttraditionale Gemeinschaften

Erlebniswelten

Band 14

Herausgegeben von

Winfried Gebhardt

Ronald Hitzler

Franz Liebl

Zur programmatischen Idee der Reihe

In allen Gesellschaften (zu allen Zeit und allerorten) werden irgendwelche kulturellen Rahmenbedingungen des Erlebens vorproduziert und vororganisiert, die von den Menschen außergewöhnliche Erlebnisse bzw. außeralltägliche Erlebnisqualitäten in Aussicht stellen: ritualisierte Erlebnisprogramme in bedeutungsträchtigen Erlebnisräumen zu sinn geladenen Erlebniszeiten für symbolische Erlebnisgemeinschaften. Der Eintritt in dergestalt zugleich „besondere“ und sozial approbierte Erlebniswelten soll die Relevanzstrukturen der alltäglichen Wirklichkeit – zumindest partiell und in der Regel vorübergehend – aufheben, zur mentalen (Neu-)Orientierung und soziale (Selbst-)Verortung veranlassen und dergestalt typischweise mittelbar dazu beitragen, gesellschaftliche Vollzugs- und Verkehrsformen zu erproben oder zu bestätigen.

Erlebniswelten können also sowohl der „Zerstreuung“ dienen als auch „Fluchtmöglichkeiten“ bereitstellen. Sie können aber auch „Visionen“ eröffnen. Und Sie können ebenso „(Um-)Erziehung“ bezwecken. Ihre empirische Erscheinungsweisen und Ausdrucksformen sind dementsprechend vielfältig: Sie reichen von „unterhaltsamen“ Medienformaten über Shopping Malls und Erlebnisparks bis zu Extremsport- und Abenteuerreise-Angeboten, von alternativen und exklusiven Lebensformen wie Kloster- und Geheimgesellschaften über Science Centers, Schützenclubs, Gesangsvereine, Jugendszenen und Hoch-, Avantgarde- und Trivialkultur-Ereignisse bis hin zu „Zwangserlebniswelten“ wie Gefängnisse, Pflegeheime und psychiatrische Anstalten.

Die Reihe „Erlebniswelten“ versammelt – sowohl gegenwartsbezogene als auch historische – materiale Studien, die sich der Beschreibung und Analyse solcher „herausgehobener“ sozialer Konstruktionen widmen.

Winfried Gebhardt (gebhardt@uni-koblenz.de)

Ronald Hitzler (ronald@hitzler-soziologie.de)

Franz Liebl (FranzL@udk-berlin.de)

Ronald Hitzler · Anne Honer
Michaela Pfadenhauer (Hrsg.)

Posttraditionale Gemeinschaften

Theoretische
und ethnografische
Erkundungen



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe
Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15731-3

Inhalt

<i>Ronald Hitzler, Anne Honer und Michaela Pfadenhauer</i> Zur Einleitung: „Ärgerliche“ Gesellungsgebilde?	9
--	---

Theorien zum Phänomen der posttraditionalen Gemeinschaft

<i>Manfred Prisching</i> Paradoxien der Vergemeinschaftung	35
--	----

<i>Ronald Hitzler</i> Brutstätten posttraditionaler Vergemeinschaftung Über Jugendszenen	55
---	----

<i>Hubert Knoblauch</i> Kommunikationsgemeinschaften Überlegungen zur kommunikativen Konstruktion einer Sozialform	73
---	----

<i>Reiner Keller</i> Welcome to the Pleasuredome? Konstanzen und Flüchtigkeiten der gefühlten Vergemeinschaftung	89
---	----

Metaprozesse posttraditionaler Gemeinschaftsbildung

<i>Sebastian Deterding</i> Virtual Communities	115
--	-----

<i>Andreas Hepp</i> Medienkommunikation und deterritoriale Vergemeinschaftung Medienwandel und die Posttraditionalisierung von translokalen Vergemeinschaftungen	132
--	-----

Friedrich Krotz

Posttraditionale Vergemeinschaftung und mediatisierte Kommunikation

Zum Zusammenhang von sozialem, medialem und kommunikativem Wandel 151

Jörn Lamla

Markt-Vergemeinschaftung im Internet

Das Fallbeispiel einer Shopping- und Meinungsplattform 170

Situative und transsituative Vergemeinschaftung

Matthias Junge

Die kollektive Erregung des public viewing

– oder: die Tragödie der Identifikation und der Sozialität 189

Winfried Gebhardt

Gemeinschaften ohne Gemeinschaft

Über situative Event-Vergemeinschaftungen 202

Michaela Pfadenhauer

Markengemeinschaften

Das Brand als ‚Totem‘ einer posttraditionalen Gemeinschaft 214

Axel Schmidt und Klaus Neumann-Braun

Die Gothics – posttraditionale ‚Traditionalisten‘ 228

Posttraditionalisierung von Gemeinschaft

Franz Liebl und Claudia Nicolai

Posttraditionale Gemeinschaften in ländlichen Gebieten 251

Yvonne Niekrenz

Traditionen in posttraditionaler Vergemeinschaftung

– Am Beispiel des rheinischen Straßenkarnevals 270

Hans-Georg Soeffner und Dariusz Zifonun

Posttraditionale Migranten

Ein moderner Typus der Vergemeinschaftung

285

Steffen Zdun und Hermann Strasser

Von der Gemeinschaftsgewalt zur Gewaltgemeinschaft?

Zum Wandel der Straßenkultur

310

**Die Rückkehr der Biologie in der posttraditionalen
Gemeinschaft**

Clemens Albrecht

Traditionale und posttraditionale Vergemeinschaftung

– oder: Von der Antiquiertheit der Modernisierungs- im Lichte der
Evolutionstheorie

329

Thomas Müller-Schneider

Moderne Liebe und menschliche Natur

Zur innenorientierten Entfaltung moderner Liebesbeziehungen

337

Angaben zu den Autoren

355

Ronald Hitzler, Anne Honer und Michaela Pfadenhauer

Zur Einleitung: „Ärgerliche“ Gesellungsgebilde?

Das Leben in Gesellschaften unter den Bedingungen einer (letztlich wie auch immer zu etikettierenden) „anderen“ Moderne als typischerweise hochgradig individualisiert und optionalisiert zu bezeichnen, ist zwischenzeitlich ja nicht einmal mehr unter Sozialwissenschaftlern sonderlich riskant. Subjektivierungs-, Pluralisierungs-, Individualisierungs- und Globalisierungsprozesse, die in ökonomischen ebenso wie auch in politischen und kulturellen Kontexten zu beobachten sind, lösen nicht nur die bisher dominierenden Klassen- und Schichtstrukturen zunehmend auf, sie transformieren auch die klassischen Gesellungsformen (Gemeinschaften wie Familie, Nachbarschaft, Kirchengemeinde etc., Assoziationen wie Vereine, Verbände, Parteien etc.) in Phänomene, die nur noch den Etiketten nach sind, was sie einmal waren. Und auch überall zu beobachtende „Gegenbewegungen“ (Regionalismen, Fundamentalismen etc.) ändern nichts an dieser generellen Entwicklungstendenz. Gleichwohl sind auch Gesellschaften im Übergang zu einer „anderen“ Moderne nicht strukturlos.

In wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen bilden sich neue Organisations- oder Vergesellschaftungsformen (multi- bzw. transnationale Unternehmen, NGOs, Bürgerinitiativen usw.). Und sozio-kulturell entwickeln sich neue Vergemeinschaftungsmuster, deren wesentlichstes Kennzeichen darin besteht, dass sich ihre vergemeinschaftende Kraft nicht länger auf ähnliche soziale Lagen gründet, sondern auf ähnliche Lebensziele und ähnliche ästhetische Ausdrucksformen – eine Entwicklung, die in der Sozialstrukturanalyse seit geraumer Zeit nahelegt, die herkömmlichen Klassen- und Schichtmodelle durch Milieumodelle zu ersetzen, die möglicherweise aber noch weitergehende Re- und Neu-Modellierungen nach sich ziehen wird (vgl. Hitzler/Pfadenhauer 2004). Denn im Übergang zu einer „anderen“ Moderne rückt eben eine andere Art von Gesellungsgebilde ins Zentrum sozialstrukturanalytischer Aufmerksamkeit, die bislang bei der Analyse theorierelevanter Kollektive kaum je systematische Beachtung gefunden hat: die sogenannte posttraditionale Gemeinschaft, die dadurch gekenn-

zeichnet ist, dass sich Individuen kontingent dafür entscheiden, sich freiwillig und zeitweilig mehr oder weniger intensiv als mit anderen zusammengehörig zu betrachten, mit denen sie eine gemeinsame Interessenfokussierung haben bzw. vermuten.

1 „Wir“: Vom Schicksal zur Aufgabe

Als konstitutiv für Gemeinschaften *jedweder Art* betrachten wir a) die Abgrenzung gegenüber einem wie auch immer gearteten „Nicht-Wir“, b) ein wodurch auch immer entstandenes *Zu(sammen)gehörigkeitsgefühl*, c) ein wie auch immer geartetes, von den Mitgliedern der Gemeinschaft geteiltes *Interesse* bzw. *Anliegen*, d) eine wie auch immer geartete, von den Mitgliedern der Gemeinschaft anerkannte *Wertsetzung* und schließlich e) irgendwelche, wie auch immer geartete, den Mitgliedern zugängliche Interaktions(zeit)räume.

Bereits die von Ferdinand Tönnies (1979) so genannte „Gemeinschaft des Blutes“ war von ihrem Autor nicht als „naturwüchsig“ konnotiert. Tönnies zufolge *kann* sie sich (muss sich jedoch nicht) aus der Mutter-Kind-Bindung, aus der Familie und aus der Verwandtschaft heraus entwickeln. Die „Gemeinschaft des Blutes“ ist also keineswegs identisch gedacht mit (den) natürlichen Verwandtschaftsverhältnissen, sondern erwächst durch den menschlichen „Wesenswillen“ bzw. durch eine – anthropologisch verstandene – „Sympathie“ typischerweise aus den ‚Blutsbanden‘. Noch weniger „naturwüchsig“ gedacht sind von Tönnies dann die Formen der „Gemeinschaft des Ortes“ und der „Gemeinschaft des Geistes“.

Auch wenn Gemeinschaft bei Tönnies somit begriffen wird als Entsprechung der – angeblich – im Menschen schlechthin verwurzelten Wesensart, mit anderen Menschen auf der Grundlage von emotionalen, von ethnischen oder eben von blutsverwandtschaftlichen Bindungen ‚verlässlich‘ und dauerhaft zusammengehören zu wollen, setzt der „Sprung“ aus der – unseres Erachtens terminologisch eher in die Irre führenden – Metaphorik der biologischen „Gemeinschaft“ in die Gemeinschaft als einer Form menschlicher Sozialität also Lebewesen voraus, die sich nicht nur instinktiv verhalten, d.h. die ihr Leben nicht mehr „natürlich“ leben können, sondern die es „tätig“ produzieren und reproduzieren müssen, die also qua Bewusstsein Handlungsprobleme zu bewältigen haben. Insofern bleibt der anthropologische Befund, dass Menschen „von Natur aus“ zur Gemeinschaft strebende Wesen seien, unberührt davon, dass auch die „Gemeinschaft des Blutes“ genuin ein Kulturprodukt ist, eine von Menschen ‚gemachte‘

Gemeinschaft: konstituiert, stabilisiert und restituiert durch Zeichen, Symbole und Rituale.

„Schicksalsgemeinschaften“ werden – zumindest dann, wenn sie das vom sogenannten gesunden Menschenverstand gemeinhin als „natürlich“ angesehene „Blutsverwandtschaftsverhältnis“ transzendieren – schon immer und mehr oder weniger explizit als durch Menschen oder durch ‚höhere Wesen‘ gestiftete und mithin als produzierte Sozialform begriffen. D.h., wir müssen gar nicht weit in komplexe menschliche Gesellschaften vordringen, um zu sehen, dass die soziale Produktion von verbindlich gemachten, von ritualisierten Regeln des gemeinschaftlichen Zusammenlebens eben nicht (mehr) evolutionsbiologisch zu erklären ist. Die Wahrnehmung der kulturellen ‚Produziertheit‘ menschlicher Gemeinschaft reicht augenscheinlich zurück bis in die Archaik. Und vermutlich lassen sie sich bei Bedarf durchaus durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurch analytisch rekonstruieren.

Relativ ‚modern‘ hingegen ist die Auffassung, dass jede Art von Gemeinschaft nicht nur ‚heroisch‘ oder kollektiv, sondern tatsächlich auch individuell reproduziert werden muss, d.h., dass jeder Einzelne ständig zur Aufrechterhaltung, ja zur Konstitution der Gemeinschaft beiträgt. In dem Maße aber, in dem Gemeinschaft dergestalt vom Schicksal zur Aufgabe und Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft zu einer Frage der Entscheidung wird, avancieren auch Fragen nach Aufwand und Ertrag zu Kriterien der individuellen Entscheidung für oder gegen die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Und damit ‚erscheint‘ u.E. in modernen Gesellschaften ein neuer Gemeinschaftstypus, der vor dem Hintergrund gegenwärtiger Entwicklungen zunehmend – und zusehends – an Bedeutung gewinnt.

2 Die Wieder-Entdeckung des „Stammes“

Michel Maffesoli (1996) bezeichnet den sich unter den skizzierten Individualisierungsbedingungen abzeichnenden Trend zu einem solchen Vergemeinschaftungsmodus als „Rückkehr der Stämme“. Und Zygmunt Bauman (1995b) erblickt im Wiederentstehen der von den „Regierungsgruppen der Moderne“ scheinbar so erfolgreich ausgerotteten Stammeskulturen sogar einen der augenfälligsten Indikatoren der *Postmoderne*. Das darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich diese *neuen* Stammeskulturen von ihren archaischen ‚Vorlagen‘ deutlich unterscheiden – und zwar vor allem dadurch, dass sie eben *keine* existentielle

Bedeutung an sich haben, sondern lediglich imaginäre Gebilde derer sind, die sich – wie auch immer – auf sie beziehen.

Diese neuen Stammeskulturen sind dementsprechend typischerweise auch nicht verortbar in speziellen, eingrenzbaaren Territorien. Gleichwohl ist auch diese Art von Stamm keineswegs eine *einfache* bzw. *primitive* Form der (menschlichen) Sozialität. Er ist vielmehr so etwas wie ein auf (relative) Dauer gestellter, d.h. ein institutionalisierter Balance-Akt vielfältiger Eigenheiten und Sonderinteressen der diversen Clans und Horden, die er eher kultisch als organisatorisch vereint, und die er eher im Außen- als im Innenverhältnis aufeinander verpflichtet. Der archaisierende Terminus „Stamm“ (bzw. „tribe“) meint also im wesentlichen eine *nicht-zweckrational* organisierte, sondern eben *kultisch* fokussierte und stabilisierte soziale Aggregation – die allerdings, so Zygmunt Bauman (1995a: 20), „in den Augenblicken ihrer Verdichtung ... eine buchstäblich atemberaubende Intensität erreichen“ kann. In diesen Momenten der Intensität versichern sich die Mitglieder sozusagen habituell der Existenz dieser Gemeinschaft insgesamt ebenso wie auch ihrer je eigenen Zugehörigkeit zu dieser.

Insofern erscheint uns auch die von Maffesoli nachdrücklich betonte *emotionale* Hingabe als Merkmal tribaler Zu- und Zusammengehörigkeit weit weniger signifikant den traditionellen Stamm als eben den *Neo-Tribe* bzw. die *posttraditionale* Gemeinschaft schlechthin zu kennzeichnen. Denn speziell *diese* Art von Gemeinschaft ist nicht *mehr* als eine Idee bzw. eine Imagination. Diese Art von Gemeinschaft existiert (auch für Nicht-Wissenssoziologen deutlich erkennbar) nur durch den und im *Glauben* an ihre Existenz; sie besitzt nur Autorität, weil ihr und solange ihr Autorität *zugestanden* wird. Denn ihre Protagonisten verfügen typischerweise *nicht* über (genügend) institutionelle Sanktionspotentiale zur Durchsetzung ihrer Weltsicht. Ihre Macht gründet folglich nicht auf Zwang und Verpflichtung, sondern auf *Verführung*, auf der per Definition freiwilligen emotionalen Bindung der sich selbst als „Mitglieder“ ansehenden Individuen an die Gemeinschaft. Diese affektuelle Zugehörigkeit ist somit prinzipiell unbeständig und typischerweise auch eher kurzlebig.

Vor allem unterscheidet sich der Neo-Tribe von seinem archaischen Modell aber durch seine thematische Fokussierung und seinen teilzeitlichen Charakter. D.h. z.B., dass das postmoderne Gemeinschaftsmitglied typischerweise durchaus *nicht* in der Totalität einer Stammeskultur aufgeht, sondern dass es sich (eher über kurz als über lang) als Mitglied verschiedener, zum Teil konkurrierender, grundsätzlich instabiler Stämme erlebt. Solidaritäten und Loyalitäten entstehen dementsprechend weniger aus existentiellen Notwendigkeiten heraus, denn aus – eher emotional als rational motivierten – situativen Entscheidungen dafür, (wie

derum situativ) prosozial zu (inter-)agieren. Die relativ schwach ausgeprägte Arbeitsteilung unter den Mitgliedern der neuen Stämme führt dementsprechend symptomatischerweise auch nicht zu dem, was Emile Durkheim (1988) „organische Solidarität“ genannt hat – also zu einem hochgradigen und nahezu alternativen, existentiellen Angewiesensein des einen Mitglieds auf das andere bzw. auf die Leistungen und Produkte des anderen (vergleichbar eben mit dem funktionalen Zusammenspiel der spezialisierten Organe im Organismus).

Die Mitgliedschaft in einer posttraditionalen Gemeinschaft besteht somit im Wesentlichen in der Übernahme und im Vollzug von bzw. im Bekenntnis zu für diese (Teilzeit-)Kultur symptomatischen Zeichen, Symbolen und Ritualen. D.h., dass man sich eben nicht oder zumindest weniger aufgrund solidaritätsstiftender gemeinsamer Wertsetzungen, sondern sozusagen ästhetisch und prinzipiell vorläufig für die Mitgliedschaft *entscheidet*.

3 (Be-)Setzungen eines Begriffs

Unter „anerkennungstheoretischen“ Vorzeichen, wie sie vor allem von Axel Honneth (1993) gesetzt werden, ‚fordern‘ die Verkehrsregeln in modernen Gesellschaften von den Individuen ja vor allem, dass sie „wechselseitig den *rechtlich festgelegten* Freiheitsspielraum des jeweils anderen respektieren“ (Honneth 1993: 263). D.h., die Beziehungen des Individuums zu anderen ebenso wie die Beziehungen von anderen zu ihm sind in modernen Gesellschaften, zumindest ‚in letzter Instanz‘, keine persönlichen, keine individuell bzw. privat auszuhandelnden, sondern werden generell über ein abstraktes, normatives Ordnungsgefüge sanktioniert.

Angesichts aktuell vielfältig erfahrbarer und erwartbarer Irritationen von Lebensgewohnheiten und damit des Schwindens von formaler Verlässlichkeit in modernen Gesellschaften in Folge von bzw. im Zusammenhang mit gravierenden und augenscheinlich auch nachhaltigen sozialstrukturellen Transformationsprozessen erscheint jedoch die Frage, wie wir (wieder) „Sicherheit“ gewinnen können im Umgang miteinander, immer unabweisbarer. Als *eine* ‚Antwort‘ auf diese Frage wird nun eben jener in diesem Band virulente Modus sozialer Aggregation erkennbar, der sich insbesondere dadurch auszeichnet, dass die freiwillige Einbindung des Individuums auf seiner kontingenten Entscheidung für eine temporäre Mitgliedschaft in einer so genannten „posttraditionalen Gemeinschaft“ beruht.

Honneth bestimmt die „normativen Strukturen“ dessen, was *er* im Kontext der deutschsprachigen Kommunitarismus-Debatte¹ als „posttraditionale Gemeinschaften“ beschreibt, dadurch, dass hierdurch „jedes Mitglied einer Gesellschaft durch eine radikale Öffnung des ethischen Werthorizontes in die Lage versetzt wird, so in seinen Leistungen und Fähigkeiten anerkannt zu werden, dass es sich selber wertzuschätzen lernt“ (1993: 269). Dieser voraussetzungsvollen, im wesentlichen ‚konstruktiv‘ kommunitarismuskritisch gemeinten Position, wonach dementsprechend nur solche Gemeinschaftsformen über das nötige Integrationspotential verfügen, die mit den normativen Gegebenheiten liberaldemokratischer Gesellschaften vereinbar sind, vermögen wir allerdings nicht zu folgen, vor allem weil wir empirisch – z.B. in dezidiert antimodernistischen religiösen und politischen Agglomerationen – zu viele erfolgreiche Gegenbeispiele *autoritativer* Sinn- und Ordnungsangebote sehen.

Neben dem in diesem Rahmen der sozialphilosophischen Anerkennungstheorie entwickelten Konzept posttraditionaler Gemeinschaftsbildung werden in der gesellschaftswissenschaftlichen Modernisierungsdiskussion derzeit auch zwei genuin *soziologische* Konzepte posttraditionaler Gemeinschaften verhandelt – bislang allerdings ohne zueinander in einen (für uns) erkennbaren Bezug gesetzt zu werden:

Karin Knorr Cetina (2002) befasst sich mit posttraditionalen Gemeinschaften im Hinblick auf globale Wissenschaftsnetzwerke und etikettiert damit – generalisiert ausgedrückt – Gesellungsgebilde, in denen nicht mehr das Individuum der wichtigste Handlungsträger ist, sondern Ideen, Erkenntnisse und Ergebnisse sozusagen unabhängig von spezifischen Verursachern als Kollektivgut angesehen werden. Hinter dieser Kollektivgutakzeptanz (bzw. dieser *nicht* individualszentrierten Kollaboration) steckt, so Knorr Cetina, weder Altruismus der Individuen noch unbedingt das Bewusstsein, Teil einer ‚Einheit‘ zu sein, sondern lediglich ein gemeinsames Hintergrundwissen. In so verstandenen posttraditionalen Gemeinschaften gibt es bei den Kollaborateuren, die (im Hinblick auf die globale Mikrostrukturierung) weder eine Sprache, noch eine Kultur noch eine

¹ „Kommunitarismus“ ist bekanntlich eine philosophisch-politische Konzeption, die von ihren Protagonisten als Antwort, Korrektiv und Lösungskonzept zu von ihnen hypostasierten ‚eklatanten‘ gesellschaftlichen Fehlentwicklungen verstanden wird. Die Kommunitaristen kritisieren eine zunehmende Individualisierung, die sich in gesellschaftlicher Desintegration (z.B. zunehmende Scheidungsbereitschaft, kriminelle ‚Asozialität‘, Suchtverhalten usw.) niederschlägt, die sich also in all dem manifestiert, was als unerwünschte Konsequenzen egozentrischer Lebensführung angesehen wird. Kommunitaristen beanstanden einen Zeitgeist, der Ausdruck eines überzogenen Liberalismus sei, der Vereinzelung statt Zugehörigkeit befürworte und individuelle Rechte und Optionen über moralische Obligationen und soziale Bindungen stelle (vgl. dazu z.B. Kaiser 2007).

Nationalität teilen, sowohl Perspektivenunterschiede und Interessendifferenzen als auch konkrete Unzufriedenheiten. Knorr Cetina spricht deshalb von „Gemeinschaften ohne Einheit“. Gründe dafür, dass die Kollaboration trotzdem *gemeinschaftsförmig* statt hat, liegen ihr zufolge in der Freiwilligkeit des Zusammenschlusses, im Fehlen einer hierarchischen Leitung, in der Entkopplung von Leistung und Individuum, von Eigentum und Individuum und insbesondere in der Möglichkeit jedes Beteiligten, die Gemeinschaftsleistung insgesamt zu repräsentieren (woraus wieder eine emotionale Bindung an die „Idee“ der Gemeinschaft resultiert).

Dieser pointiert sozialkonstruktivistischen Position, wonach Gemeinschaft unabhängig von, ja entgegen etwelchen Handlungsintentionen oder gar -strategien individueller Akteure emergiert, vermögen wir ebenfalls nicht zu folgen, weil hierbei von Handlungsresultaten und Handlungsfolgen, die jedenfalls *so*, wie sie sich einstellen, in der Regel tatsächlich von niemandem projiziert waren, fälschlicher Weise rückgeschlossen wird darauf, dass ein Geschehen auch ursprünglich nicht aus intentionalem Handeln resultiere – und weil in dieser Sicht auch strategische Nutzungen des Geschehens durch individuelle Akteure und Gruppen von Akteuren ausgeblendet bleiben.

Eher parallel *zu* als korrespondierend *mit* dieser sozialkonstruktivistischen Konzeption posttraditionaler Gemeinschaften entwickelt sich seit einiger Zeit nun auch eine hermeneutisch-wissenssoziologische, v.a. auf die Idee der „kleinen sozialen Lebenswelten“ (Luckmann 1978, Honer 1999), der „social worlds“ (Strauss 1978), der „sozialen Sinnwelten“ (Hitzler 1988, Soeffner 2006) und der „Kommunikationskulturen“ (Knoblauch 1996) rekurrierende Theorie und Ethnografie posttraditionaler *Vergemeinschaftungen*.

4 Ausgrenzung und Einschließung

Posttraditionale Vergemeinschaftungen in dem in diesem Zusammenhang von uns gemeinten Verstande konstituieren sich typischerweise dadurch, dass individualisierte Akteure sich aufgrund kontingenter Entscheidungen für eine zeitweilige Mitgliedschaft freiwillig in soziale Agglomerationen und deren Geselligkeiten einbinden, die wesentlich durch nicht nur distinktes, sondern durch dezidiert *distinktives* Wir-Bewusstsein stabilisiert sind. Diese Form der Vergemeinschaftung